



Leseprobe

Veit Heinichen

Keine Frage des Geschmacks

Roman

ISBN: 978-3-552-05508-7

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05508-7>

sowie im Buchhandel.

»Wie in unserem Rathaus«, kommentierte Zadar unbewegt. »Das Geld der anderen. Doch bei denen dort unten müssen wir nicht nach den Dieben suchen. Seit vier Tagen drehen sie vor meiner Tür und sind restlos auf sich konzentriert. Manchmal muss ich warten, bis sie eine Szene abgedreht haben, um mein Haus betreten zu dürfen. Aber eigentlich sind sie okay. Gut, wenn unsere Stadt mal in Szene gesetzt wird, und zwar nicht durch negative Schlagzeilen.«

Gerade wieder hatte Triest es zweimal auf die ersten Seiten der überregionalen Presse geschafft: Zuletzt wegen des kompromisslosen Vorgehens der neuen Polizeipräsidentin, was die illegalen Einwanderer betraf, vorwiegend Afrikaner, die umgehend abgeschoben wurden, weil ihre Papiere nicht in Ordnung waren. Die Gesetzeslage hatte sich durch ein Dekret des Innenministers verschärft und machte sie wie Zuhälter und Drogendealer zu Straftätern. Man trieb sie, selbst wenn sie über einen legalen Arbeitsplatz verfügten, so sie das Land nicht umgehend verließen, in die Fänge der Organisierten Kriminalität, die sie gnadenlos ausbeutete. Zuvor hatte der Fall »Kali« für Aufsehen gesorgt, der nach sechsmonatigen Ermittlungen von Laurenti und seinen Leuten in Zusammenarbeit mit den Kollegen in Padua aufgedeckt wurde: Ein dreizehnjähriges Roma-Mädchen, das von klein an auf Wohnungseinbrüche abgerichtet worden war und dabei eine besondere Wendigkeit bewiesen hatte, wurde von der eigenen Mutter für zweihunderttausend Euro an andere Roma in der Nähe von Padua verkauft und von dort weiter nach Frankreich verschachert.

Doch jetzt diente die Hafenstadt als einprägsame Kulisse für die deutsch-italienische Koproduktion eines Fernsehkrimis, der laut Zeitungsberichten von Schmuggel, internationaler Korruption, bösen Balkan-Gangstern, eleganten sizilianischen Geschäftsleuten sowie geradlinigen deutschen Ermittlern handelte. Und wie Livia entrüstet erzählt hatte,

förderte die grenzüberschreitende, völkerverbindende Liebesgeschichte zwischen der Kommissarin und einem Staatsanwalt die reibungslose Ermittlungsarbeit und bescherte dem Zuschauer das obligatorische Happy End, das ihn beruhigt schlafen ließ. Die Grenzlage und die Nähe zu vielen osteuropäischen Ländern sollte das Stück ebenso wie der große Hafen spannend machen – und idyllische Sonnenuntergänge über dem Meer gab es öfter, als es das Drehbuch verlangte.

Laurenti löste seinen Blick von der Schauspielerin, die ganz offensichtlich mit dem Regisseur stritt. Ein einprägsamer Typ. Sie fuchtelte wild und blickte an der Fassade des Palazzo hinauf, wo Proteo Laurenti und Nicola Zadar am Fenster standen, unter dem ein Relief der Athene prangte, der Göttin der Weisheit und des Kampfes, mit dem in griechischen Lettern gefassten Satz: »Es lebe die Freiheit«.

Nicola Zadar war ein schlanker, stets in feines Tuch gekleideter Händler von Rohkaffee und führte den erfolgreichen Familienbetrieb in zweiter Generation. Er importierte die Ware aus über vierzig Ländern und exportierte sie nach hochkomplexen Laboranalysen, Proberöstungen und Zusammenstellung der Mischungen nach Kundenwünschen und Marktanforderungen wieder in etwa genau so viele Staaten. Zadar hatte den Commissario auf dem Mobiltelefon angerufen. Sie waren gleich alt und seit Jahren befreundet, und Laurenti hörte dem kultivierten Mann, der im Gegensatz zu ihm nur selten die Ruhe verlor, während der gelegentlichen gemeinsamen Abendessen gern zu, wenn dieser von seinen unzähligen Reisen in die exotischsten Gebiete erzählte, aus denen er die rohen Bohnen bezog. Kaffee, betonte Zadar oft, war nach Erdöl der am häufigsten gehandelte Rohstoff und wies unendliche unterschiedliche Varianten und Qualitätsspektren auf. Doch im Gegensatz zum Rohöl verband er Kulturen und Künste mit der Welt der Wirtschaft, der Technik und dem Verbrechen.

»Für den direkten Geldwert wird die Versicherung einstehen müssen«, erklärte Zadar gelassen, während ein Mitarbeiter aus dem Labor zwei Tassen servierte. »Nur diesen kleinen Teil haben sie nicht gefunden, es ist eine Probe, die wir erst gestern Nachmittag geröstet haben. Du wirst gleich besser verstehen, um was es sich dreht. Es ist das seltenste Getränk der Welt.«

Laurenti führte die Tasse unter seine Nase und hob erstaunt die Augenbrauen. »Erdig und mild zugleich. Was ist das?« Er nahm einen kleinen Schluck, schmatzte leise und wunderte sich über den nachhaltigen, leicht modrigen Geschmack und die sirupähnliche Konsistenz auf der Zunge. »Es schmeckt nach Komposthaufen und auch nach Schokolade.«

»Kopi Luwak« heißt er. Du hast einen guten Geschmacksinn, Proteo«, sagte Nicola Zadar. »Aber statt Komposthaufen würde ich Regenwald sagen.«

»Da war ich noch nie, entschuldige.« Laurenti roch erneut an seiner Tasse.

»Von dieser Sorte gibt es weltweit nur etwa fünfhundert Pfund im Jahr. Geröstet kostet sie weit über tausend Euro das Kilo. Wenn man sie überhaupt findet. Es gibt lange Wartelisten. Unser Betrieb ist weltweit einer der ganz wenigen, der seit Jahrzehnten damit handelt und sich deshalb eine relativ konstante Quote sichern kann. Samt der beglaubigten Herkunftszertifikate natürlich. Fünfundachtzig Kilo bekommen wir jährlich, kein anderer Abnehmer erreicht diese Menge. Aber jetzt kann ich dir leider nur noch Fotografien vom Rohprodukt zeigen.« Er blätterte in seinen Unterlagen und zeigte Laurenti die Aufnahme eines kleinen, haarigen Tierchens, dessen buschiger Schwanz in etwa der Länge seines Körpers entsprach. »Kopi« ist indonesisch und bedeutet Kaffee, und »Luwak« steht für den *Paradoxurus hermaphroditus*, eine in Südostasien verbreitete Schleichkatzenart, auch Fleckenmu-

sang genannt. Hermaphroditus wegen der hodenähnlichen Duftdrüse, die beide Geschlechter unterhalb des Schwanzes haben. Nachtaktiv sind sie und ganz verliebt in die überreifen Kaffeekirschen, die sie wegen des süßen roten Fruchtfleischs von den Bäumen stehlen und dann die unverdauten Steine ausscheiden, in denen sich die Kaffeebohnen befinden. Die werden durch die Verdauungsenzyme der Tiere verdelt, die Fermentation gibt ihnen dieses einzigartige Aroma. Und wenn sie ausgeschieden werden, dann kleben diese Steine schön zusammen und sehen beinahe aus wie ein Vollkorn-Knusperriegel. Die Hauptproduktion kommt aus Java, Sumatra und Sulawesi.«

»Katzenkacke? Meine Leute brauchen gute Abzüge dieser Bilder, Nicola. Sonst wissen sie nicht, wonach sie suchen müssen. Bei Kaffee denkt schließlich keiner an Tierkot.« Nachdenklich roch Laurenti an seiner Tasse und nahm stirnrunzelnd einen weiteren Schluck. Das Zeug war gut, doch tausend Euro das Kilo? In Triest gab es eine Menge berühmter Röstereien, auf deren Produkte man sich blind verlassen konnte, sofern bei ihrer Zubereitung nicht gefuscht wurde. Und er persönlich hatte die professionelle Espressomaschine bezahlt, die in seinem Kommissariat stand und um die seine Abteilung von den Kollegen im Polizeipräsidium beneidet wurde, die sich mit der hauseigenen Bar im Untergeschoss begnügen mussten.

»Abtransportiert haben sie das Zeug auf jeden Fall im Schutz der Dunkelheit mit dem Aufzug. Die Spuren sind eindeutig. Und unten hat vermutlich ein Lieferwagen gewartet. Oder sie hatten ein flaches Boot. So schwer beladen schaffen sie es auch unter der niedrigen Brücke hindurch.«

»Schade, dass die Stadtverwaltung ausgerechnet hier noch keine Überwachungskamera installiert hat. Sie sind wie immer mit allem im Verzug. Weshalb lagerst du eigentlich die Ware hier?«, fragte Laurenti und schaute sich in den weitläu-

figen, mit rotbraunem Tropenholz getäfelten Büroräumen um. »Du hast doch diesen enormen Speicher am Molo VII im Kaffeehafen.«

»Sicherheitsgründe. Die exklusiven Spitzenprodukte halten wir hier unter Verschluss, wo sie nur wenigen zugänglich sind. Abgesehen von dem halben Zentner ›Kopi Luwak‹, der erst vor vier Tagen eintraf, fehlen zwei Holzfässer à dreißig Kilogramm der Sorte ›Jamaica Blue Mountain‹. Ferner ein Sack ›Hawaii Captain Cook‹ sowie ›Tansania Peaberry‹, der an den Hängen des Kilimandscharo wächst. Alles absolute Raritäten. Der finanzielle Wert beläuft sich auf etwa einhunderttausend Euro, dafür ist der indirekte Schaden gigantisch, denn wir sind eines der wenigen Unternehmen, das diese Spezialitäten führt. Täglich treffen Anfragen aus der ganzen Welt ein, und die gestohlene Ware deckte fast unser gesamtes Jahreskontingent.«

»Der Einbrecher oder sein Auftraggeber kennt sich also bestens aus. Wer weiß außer deinen Mitarbeitern noch davon?«

»Gott und die Welt. Angefangen beim jeweiligen Exporteur und der dortigen Ausfuhrbehörde, unser Zoll natürlich, die Begleitpapiere sind eindeutig. Ferner die Transportversicherung und der Spediteur. Dann auch die Kunden auf der Warteliste, die selbstverständlich über die Lieferbarkeit unterrichtet und zur Vorkasse aufgefordert wurden. Und letztendlich kann man es auch unserer Website entnehmen. Für meine Leute lege ich aber die Hand ins Feuer.« Zadar lächelte, als er Laurentis Stirnfalten sah. »Keine Sorge, ich weiß, dass ihr Polizisten grundsätzlich mit dem Naheliegendsten beginnt. Doch die Zeit dafür kannst du dir sparen.« Trotzdem wusste er, dass Laurentis Beamte den Betriebsablauf in den nächsten Tagen ordentlich stören würden.

»Und wer sind die Kunden für solche Kostbarkeiten?«

»Alles, was Snob und Namen hat.« Zadar zählte ein paar

Namen auf, von Dagobert Duck über James Bond, Majestix bis Doktor No, es fehlte so gut wie keiner.

Berühmte Leute aus der Welt der Wirtschaft, Mode, Werbung und des Films – natürlich auch neureiche Russen, deren Selbstwertgefühl zu steigen schien, je teurer sie einkaufen konnten. Die Adressen in London dominierten. Und lag nicht auch seit ein paar Tagen die sechshundachtzig Meter lange »Ecstasea«, angeblich angetrieben von einer Boeing-737-Turbine, im alten Hafen an der Mole? Eine der fünf Megayachten des russischen Magnaten Roman Abramowitsch. Tausend Euro Liegegebühr am Tag entsprach in etwa dem Großhandelspreis des kostbaren Kaffees aus der asiatischen Schleickatzenkacke.

»Hast du auch Kunden aus Triest?«, fragte Laurenti, der die Schrullen seiner Mitbürger aus dreißigjährigem Dienst gut kannte und über ihre Skurrilität oft herzlich lachte.

Niemand in der wohlhabenden Stadt hängte seinen Reichtum heraus. Man gab sich bescheiden und jammerte lieber über die ach so hohen Lebenshaltungskosten, nutzte im Stadtverkehr den Kleinwagen und holte die teuren Autos nur für größere Entfernungen aus der Garage. Natürlich lag eine Menge stattlicher Segelyachten an den Molen, doch in einer Hafenstadt erregte dies kein besonderes Aufsehen. Und kein Triestiner wäre je auf die Idee gekommen, sich ein schwimmendes Meerfamilienhaus samt Hubschrauberlandeplatz und U-Boot zuzulegen, das einer zwanzigköpfigen Besatzung bedurfte – dafür war man wiederum zu arm und zu geizig. Üblicher waren dafür die Wohnungen im Ausland, von denen der heimische Fiskus nichts wusste, und die sich grundsätzlich in der Nähe der anderen aus der Kaste befanden – an der Côte d'Azur, in einem adretten istrischen Küstenstädtchen oder in den Bergen in Bad Kleinkirchheim oder Kitzbühel, falls man Abwechslung von Cortina d'Ampezzo suchte. Und natürlich das Appartement in Paris, London oder New

York. Zeit schien wie Geld keine Mangelware zu sein und von der Arbeit gestresste Triestiner eine selten aufzufindende Spezies.

»Einen einzigen.« Nicola Zadar kniff die Augen zusammen. »Raffaele Raccaro mit seiner Ladenkette.«

»Lele? Da schau einer an.«

Laurenti hätte es sich denken können. Raccaro war ein wichtiger Mann von extravaganter Auftreten, das zwischen extremer Biederkeit und plötzlichen Anfällen von Protz schwankte. Jeder in der Stadt wusste, dass ohne sein Einverständnis hier kaum eine wichtige politische Entscheidung fiel. Er stammte ursprünglich aus einfachen Verhältnissen und konnte auf eine schillernde Karriere zurückblicken, die im Triest der sechziger Jahre begonnen hatte. Kaffee war einer seiner frühen Geschäftszweige gewesen, doch vor zwanzig Jahren hatte er seine erfolgreiche Rösterei für alle unerwartet an einen internationalen Konzern verschertelt und das erzielte Vermögen in andere Geschäftszweige, vor allem Beteiligungen gesteckt. Seine Zeitarbeitsvermittlung florierte dank der Krise mächtig, und auch mit den Filmleuten arbeitete eine seiner Firmen zusammen. Nicht nur wegen seines immensen privaten Archivs von Kriegsphotografien vermutete man ihn am politisch rechten Rand, obwohl bis heute noch kein Journalist ihm je ein offizielles Statement zu den brennenden Fragen entlocken konnte. Ausgerechnet gestern Nachmittag war auf Laurentis Tisch die Anweisung der Staatsanwältin geflattert, sich Raccaro vorzuknöpfen, weil dessen Telefonnummer im Apparat eines kalabresischen Zitrusfrüchthändlers gespeichert war, der vor kurzem mit dreißig anderen Mitgliedern der 'Nrdangheta verhaftet worden war. Die Bande hatte afrikanische Immigranten bei der Orangenernte beschäftigt und sie über Monate unter unmenschlichen Bedingungen ausgebeutet. So lange, bis es in einer kalabrischen Landgemeinde zu einem gewalttätigen

Aufstand der Afrikaner gekommen war, die ihre kargen Löhne einforderten. Raccaros Telefone wurden nun überwacht, und Laurenti musste einen Vorwand finden, sich dem Mann zu nähern, ohne ihn aufzuscheuchen. Doch davon konnte der Commissario dem Kaffeehändler nichts erzählen.

»Anzunehmen, dass er die Spezialitäten als besondere Aufmerksamkeit verwendet, wenn andere Argumente nicht ausreichen. Einen Teil aber verkauft er weiter, das ist klar. Natürlich nicht in seinen Supermärkten«, sagte Zadar.

»Bekommt er etwa Rabatt?«

»Nein. Es gibt bei den knappen Mengen genug Leute, denen der Preis egal ist, wurscht, wieviel er draufschlägt. Ich gehe davon aus, weil er Achtelfund-Packungen reservieren lässt, die er dann röstfrisch abrufft. Und das unregelmäßig und in unterschiedlichen Mengen, die unmöglich seinem persönlichen Konsum entsprechen können.«

»Verlierst du denn nichts, wenn Lele gleich eine größere Menge von einer solchen Rarität abnimmt? Der Kunde wird zum Konkurrenten?«

»Ein Kunde ist immer der größte. Preisnachlass gibt es keinen, aber wer hat schon gerne Raccaro zum Feind? Die meisten Abnehmer sind Wiederverkäufer – spezialisierte Cafés und Delikatessenhändler. Und die Mengen für sie alle sind natürlich wiederum durch uns kontingentiert. Schau, wenn du in einem dieser Lokale einen solchen Kaffee bestellst, dann bezahlst du bis zu fünfzig Euro pro Tasse, dazu braucht es gerade mal sieben Gramm. Du kannst selbst hochrechnen. Wareneinsatz mal zwölfeinhalb ist keine schlechte Handels-spanne.«

»Nicht einmal besonders viel, im Vergleich zu einem lauwarmen Espresso auf der Piazza San Marco in Venedig oder auf den Champs-Élysées in Paris, den ein ruppiger Kellner auf den Tisch knallt. Ich werde den Fall in die Hände eines erfahrenen Kollegen legen, Nicola. Er wird mich permanent

auf dem Laufenden halten. Wenn sich die DNA seiner Haare in unserer Datei befindet, haben wir leichtes Spiel, und vielleicht gelingt es uns dann sogar noch rechtzeitig, die Ware zu sichern«, sagte Laurenti und erhob sich.

Dass Raffaele Raccaro einen Kaffeedieb beauftragt hatte, der für ihn diese Kostbarkeiten stehlen sollte, konnten sich weder Proteo Laurenti noch Nicola Zadar vorstellen. Der Mann konnte sich schließlich so gut wie alles kaufen, bis hin zu den Politikern. Eher ein Fall für die Steuerfahndung in Laurentis Augen.

*

Es war kurz nach neun Uhr und die Stadt noch von unverbrauchter morgendlicher Frische, als Laurenti, eine Drehunterbrechung des Fernsehteams nutzend, auf die Via Rossini trat und der falschen Kollegin aus Deutschland zuzwinkerte. Die Schauspielerin lächelte zurück, er hob das Revers seines Jacketts, so dass sie seine Dienstwaffe im Achselholster erkennen konnte, und ging amüsiert davon. Sollte sie doch darüber rätseln, ob er Realität oder »Fiction« war.

Morgens ging er gerne zu Fuß durchs Zentrum, um diese Zeit war der Verkehr noch erträglich, die Läden öffneten mit dem Klappern der Blechrollos vor den Schaufenstern, und man begegnete vielen bekannten und freundlichen Gesichtern. Die Menschen hatten noch Blicke füreinander übrig und grüßten. Man gönnte sich einen schnellen Kaffee in einer Bar an der Ecke und wechselte ein paar Worte oder traf eine Verabredung zum Abendessen. Später würde die zunehmende Geschäftigkeit, die der Tag bereithielt, all diese Freundlichkeiten von Stunde zu Stunde zurücknehmen und die wahren Krämerseelen enthüllen. Laurenti kaufte am Kiosk den »Piccolo« und ein paar überregionale Tageszeitungen, klemmte sie unter den Arm und schaute auf das Display

seines Mobiltelefons. Er erkannte ein Fragezeichen, das er jeden Morgen per SMS erhielt. Die Praxis seiner Hausärztin lag nur zwei Häuser weiter, vielleicht hätte Gemma Zeit auf einen Espresso. Er schickte eine Nachricht zurück und lehnte sich an eine Straßenlaterne gegenüber dem Hauseingang.

Anfang April sah sich Proteo Laurenti gezwungen, wieder einmal die Praxis seines alten Hausarztes am Canal Grande aufzusuchen. Längst war ein Check-up überfällig, hätte er jedoch den Zeckenbiss nicht entdeckt, dann wäre der Gang trotz der regelmäßigen Ermahnungen seiner Frau Laura wegen tausender dringlicher Termine noch weiter aufgeschoben worden. Der alte Dottor Pier Mora kümmerte sich seit einer halben Ewigkeit um die Wehwehchen des Polizisten, die gottlob nur selten auftraten. Proteo Laurenti hatte kaum Übergewicht, obwohl er nie Diät hielt, sprach überaus gerne dem exzellenten Wein vom Karst zu, schnorrte manchmal die Zigaretten seiner Assistentin Marietta, und Sport trieb er schon lange nicht mehr regelmäßig. Nur sommers schwamm er täglich in der Adria. Er erfreute sich seiner Meinung nach bester Gesundheit – solange niemand auf ihn schoss. So war ihm natürlich entgangen, dass sein Hausarzt – wie viele Tries-tiner ein passionierter Segler und, dank der vielen Törns auf seiner 45-Fuß-Yacht, stets mit ledernem, tiefgebräuntem Gesicht – sich allmählich in den Ruhestand verabschiedet hatte. Gemma, seine Tochter, war das einzige Kind aus dritter Ehe, des damals schon fünfzigjährigen Dottor Mora. Sie hatte zusammen mit Livia, dem ältesten der drei Kinder von Laura und Proteo, die Schulbank gedrückt. Umso erstaunter war Laurenti, anstelle ihres Vaters plötzlich die junge Frau im weißen Arztkittel vor sich zu sehen, als ihn die Sprechstundenhilfe ins Behandlungszimmer rief. Wenn er das geahnt hätte, dann hätte er vermutlich versucht, den Blutsauger an seinen Genitalien selbst zu entfernen.

Wie immer entzückte ihn ihr Anblick, als sie nun auf ihn zu-stürmte, einen raschen Blick über die Schulter warf und sich dann auf die Zehenspitzen stellte und ihm einen schnellen Kuss gab. Sie war sommerlich leicht gekleidet, wobei sie ein wunderbares Talent hatte, Stoffe in zarten Farbtönen und sonnengebräunte Haut so adrett zu kombinieren, dass es nie obszön wirkte und trotzdem sich alle nach ihr umsahen. Die Frauen sowieso.

»Nur zehn Minuten, Proteo«, sagte sie, lief an den Tresen der nächstgelegenen Bar und rief der Signora, die eine Reihe Untertassen mit geschäftigem Geschirrkloppern bereitstellte und mit Löffelchen versah, ihre Bestellung zu. »Das Wartezimmer ist voll, ich muss gleich zurück.« Ihre Zähne blitzten weiß, und ihre Lippen hinterließen einen karminroten Abdruck am Rand der Espressotasse. »Hast du hier zu tun?«

»Ein Einbruch in den Geschäftsräumen eines guten Freundes. Morgen steht's dann in der Zeitung.« Laurenti streichelte verstohlen ihren nackten Oberarm, seine Augen leuchteten.

»Bist du am Abend frei?«, flüsterte Gemma. »Ich schließe die Praxis um sieben.«

»Ich kann's kaum erwarten. Was hältst du von einem Sprung ins Meer?«

Er verstummte schlagartig, als sich der Eingang verdunkelte, ein Greis mit einem schwarzen Hund das Lokal betrat und geradewegs auf die beiden zusteuerte.

»Wie geht es deinem Vater, Gemma?«, fragte der alte Galvano. Der hagere Mann mit dem riesigen Schädel auf dem dünnen Hals überragte Laurenti um fast einen Kopf. »Es ist lange her, dass ich ihn zum letzten Mal gesehen habe.«

»Er ist segeln, macht einen Törn in der Ägäis. Seit Ostern schon.«

»Griechenland ist preiswert geworden. Deine Mutter hab ich erst gestern in der Stadt gesehen. Er ist doch nicht etwa allein unterwegs?«

Gemma lachte hell auf. »Garantiert nicht. Mamma ist natürlich hier. Es ist schließlich stadtbekannt, dass sie seit Jahren eine Affäre mit dem Steuerberater hat. Und ich verwette ein Jahresgehalt, dass auch der alte Pier Mora alles andere als alleine auf dem Schiff ist. Geld hat er genug, und ein Heiliger war er noch nie.«

»Ja, und im Bridge-Club lässt er sich auch nicht mehr sehen, weil er immer verliert.«

»Genau das hat er von Ihnen auch immer gesagt, Galvano. Ich werde ihn von seinem treulosen Freund grüßen. Kollegen kann man euch ja nicht gerade nennen. Mein Vater hat schließlich sein Leben lang daran gearbeitet, dass seine Patienten nicht bei Ihnen landen.«

Galvanos Blick verriet, dass der Schlag gesessen hatte. Gemma warf einen hektischen Blick zur Uhr über der Kaffeemaschine und zwinkerte Laurenti zu. »Ich muss los, meine Patienten warten.«

»Dieses Problem hatte ich Gott sei Dank nie«, raunte der pensionierte Gerichtsmediziner zerknirscht. Beide schauten der zierlichen Frau nach, deren pechschwarze schulterlange Locken bei jedem ihrer federnden Schritte fröhlich wippten. Vom Eingang winkte sie ihnen noch einmal zu.

»Das hat natürlich nur dir gegolten«, keifte der Alte. Laurenti kannte ihn, seit er in Triest mit der Aufklärung der Gewaltverbrechen beschäftigt war. Galvanos medizinisches Wissen, seine Lebenserfahrung sowie sein erbarmungsloser Blick auf die Menschen, der so scharf sein konnte wie die Skalpelle und Knochensägen, die er bei den Obduktionen verwendete, waren oft eine Hilfe gewesen – sein Zynismus hingegen meist schwer zu ertragen. Trotzdem war er ein guter Freund der Laurentis und hatte nach dem frühen Tod seiner Frau über viele Jahre die Feiertage bei ihnen verbracht.

»Hast du heute etwa Freigang? Man sieht dich kaum noch«, sagte Laurenti. »Oder stimmt die Liebe nicht mehr?«

Trotz seiner fünfundachtzig Jahre befand sich der ehemalige Gerichtsmediziner wieder in festen Händen. Raissa hieß die blonde Russin, ein Vierteljahrhundert jünger als er und früher angeblich eine Primaballerina des Bolschoi-Balletts, wobei von ihrer Grazie nur wenig übriggeblieben war. Selten ließ sie den Alten aus den Augen.

»Sie ist beim Friseur. Aber was treibst du eigentlich so, Laurenti? Auffällig, wie oft du dich mit Gemma triffst, dabei bist du doch doppelt so alt wie die Kleine. Und seit kurzem sogar Großvater! Hast du keine Skrupel, mit einer so jungen Frau zu turteln? Eine Ärztin zur Geliebten zu haben, ist natürlich eine kluge Idee. Sie kann dir die richtigen Medikamente verschaffen, die helfen vielleicht.«

»Gegen Bluthochdruck, Dottore.«

»Wie geht es eigentlich deiner Enkelin? Und der jungen Mutter?«

»Beide sind kerngesund, Galvano, und die Kleine ist unglaublich vital und immer guter Laune. Wenn ich nach Hause komme, strahlt sie übers ganze Gesicht.« Auch Laurenti strahlte.

»Sie kennt dich ja erst seit kurzem. Ich komme sie mir mal ansehen.«

»Patrizia hat schon wieder angefangen zu arbeiten, meine Schwiegermutter kümmert sich um die kleine Barbara. Du kannst ihr Gesellschaft leisten.«

»Ach? Lauras Mutter ist zu euch gezogen? Kein Wunder, dass du ständig deine Hausärztin konsultierst.«

Zu Hause hatte sich viel verändert. Die Familie war größer geworden, die weibliche Mehrheit im Hause Laurenti hatte überproportional zugenommen, und Lauras Mutter dominierte die Abläufe im Haus. Die rüstige alte Frau wurde als Babysitterin gebraucht, und außerdem hatte Laura schon lange davon gesprochen, dass ihre Mutter nun nicht mehr allein leben sollte – und nicht einmal Proteo Laurenti wäre auf

die Idee gekommen, sie ins Altersheim abzuschieben. Nach dem Anbau im vergangenen Frühjahr war das Haus schließlich groß genug, und im Sommer boten die Terrassen, die zum Meer hinabführten, ausreichend Platz für alle.

Laurenti warf ein paar Münzen auf den Tresen und suchte nach einer Ausrede, um sich aus dem Staub zu machen, bevor Galvano seinen Vermutungen völlig freien Lauf ließ. Wenn man ihn einmal nicht brauchte, dann tauchte er natürlich auf, und vor seiner Geschwätzigkeit fürchteten sich nicht nur seine Freunde.

*

Im Büro kam Laurenti endlich dazu, die Tagespresse durchzublättern. Die Viertelstunde war ihm heilig. Erst nach diesem Ritual war er bereit, Mariettas Bericht über die Vorgänge in den anderen Abteilungen anzuhören. Dem »Piccolo« entnahm er, dass sechs neue Einkaufszentren in der Stadt errichtet werden sollten, so die einmütige Verlautbarung aus Rathaus und Handelskammer. Dabei litt der Einzelhandel seit geraumer Zeit, und seit Beginn der Wirtschaftskrise mussten selbst alteingesessene Geschäfte dichtmachen. Leles Porträtfoto prangte inmitten des Artikels, er wurde als die treibende Kraft der Projekte dargestellt.

»Marietta!«, rief Laurenti ins Vorzimmer hinüber, »hast du Raccaro vorgeladen?«

Ihre Antwort kam spät, aber entschieden: »Nein.«

»Und warum nicht?«

»Das bringt nur Scherereien, sag das der Staatsanwältin, sie ist schließlich noch neu in der Stadt.«

»Dann erfinde einen Vorwand, bis vor kurzem hattest du vor nichts Skrupel. Schon gar nicht vor schrägen Vögeln, vor allem nicht, wenn sie zwanzig Jahre jünger waren als du. Mach endlich den Termin aus, Anweisung der Staatsanwältin.«

»Ruf ihn doch selbst an!«

Seit gut drei Monaten hatte Marietta sich verändert. Ihr Diensteifer und die eifersüchtige Sorge um ihren Chef – wie oft hatte sie in all den Jahren gemeinsamer Arbeit betont, dass sie länger an Proteos Seite sei als dessen Ehefrau? – waren einer überzogenen Pünktlichkeit gewichen. Früher hatte sie schon einmal auf sich warten lassen, wenn sie gerade ihren Lippenstift nachzog, frisches Make-up auflegte oder im Büro die Nägel lackierte, doch inzwischen vernachlässigte sie ihre Erscheinung immer mehr. Ihr famoses Dekolleté, das die Blicke der Männer jeglichen Alters anzog wie der Nordpol die Kompassnadeln, hatte sich trotz der Außentemperaturen immer höher geschlossen, und mit den Besuchen einiger Kollegen, die unter fadenscheinigen Vorwänden manchmal bei ihr aufgetaucht waren, um einen Blick in die Abgründe zu werfen, war es auch vorbei. Beim Friseur war sie seit Wochen überfällig. Und jedes Mal, wenn Laurenti sie über die Bürozeiten hinaus brauchte, bedurfte es deutlicher Worte, denen Marietta nur widerwillig nachkam. Einmal hatte sie sogar mit der Gewerkschaft gedroht. Das waren völlig neue Töne, über die Laurenti nicht einmal mehr mit der Wimper zuckte, nachdem er sie zweimal in Begleitung eines unscheinbaren, ergrauten Mannes im biederblauen, viel zu engen Anzug gesehen hatte, der ein weißes Häschen mit rosafarbenem Näschen im Arm trug, das Marietta zur Begrüßung lächelnd streichelte und Bobo nannte. Im Bett mussten die beiden einmalig sein, wenn sie Marietta nicht einmal mehr die Zeit ließen, ihr Äußeres zu pflegen.

»Gut zu wissen, wer hier der Chef ist«, maulte Laurenti.
»Dann trag mir wenigstens deine Liste vor.«

Stoisch las Marietta die kargen Ereignisse der letzten Nacht vom Blatt. Eine Rotte Wildschweine hatte die Vorgärten der Villen in der Via Romagna umgepflügt. Seit Wochen gab es einen erbitterten Medienkampf zwischen Gutmenschen und

der Landwirtschaftsbehörde über dieses neue Zivilisationsphänomen. Die einen forderten den Massenmord, die anderen spielten sich als Tierschützer auf und klagten, dass mit der Jagdfreigabe auf die Viecher zugleich die zivilisatorischen Errungenschaften Mitteleuropas abgemurkst würden. Was auch immer sie darunter verstanden! Einmal war eines der Tiere sogar auf der Piazza Unità vor dem Rathaus gesichtet worden und hatte die Menschen in den Straßencafés aufgeschreckt. Doch niemand sollte erfahren, welches Anliegen es beim Bürgermeister vorzubringen gedachte. Über tausend Wildschweine streiften angeblich im Umland umher – eine sehr lange Jagdsaison war angebrochen, und die Waldhüter trugen doppelläufige Remington-Gewehre vom Kaliber sieben.

Dann berichtete Marietta von den Klagen über nächtliche Ruhestörung in einigen Straßenzügen des Zentrums.

»Was haben die Leute bloß?« Laurenti schüttelte den Kopf. »Als hätten wir nichts Besseres zu tun.«

Umso lauer die Nächte waren, umso häufiger trafen Anrufe bei Polizei und Carabinieri ein, in denen sich das gelangweilte Bürgertum beschwerte. Fenster auf, Klimaanlage an, die TV-Fernbedienung in der Hand. Vermutlich übertönte das Stimmengewirr draußen die Lautstärke der Fernsehwerbung.

»Eine Auswertung des Streifendienstes hat ergeben, dass die Anrufe nicht, wie unterstellt, von den Rentnern kommen.« Marietta wedelte mit einem Blatt. »Die Beschwerden kommen vorwiegend von Leuten um die fünfzig. Da staunst sogar du!«

»Und weshalb sitzen die frustriert zu Hause herum, anstatt sich darüber zu freuen, dass in ihrer Stadt was los ist, jener Stadt, von der sie ständig das Gegenteil behaupten?« Laurenti war fest davon überzeugt, dass die Nörgler bis vor ein paar Jahren ebenfalls auf der Piazza gelacht, getanzt und getrunken hatten.

»Ich kann sie ganz gut verstehen«, sagte Marietta und erhob sich. »Wer sich mit ernsteren Dingen befasst, hat keine Lust, sich diesem oberflächlichen und albernen Getue da draußen auszusetzen.«

»Oculus non vidit, nec auris audivit.«

»Was?«, Marietta drehte sich in der Tür um.

»Was das Auge nicht gesehen noch das Ohr gehört hat. Übersinnliche Wahrnehmungen, Marietta!«

»Ich habe alles gehört und alles gesehen.« Sie zog die Tür ins Schloss.

Er würde Lele nun selbst anrufen müssen, auch wenn seine Assistentin mit ihrer Warnung vermutlich recht hatte.

Hoffnungsträger

Die richtigen Menschen am richtigen Platz nannte man nicht ohne Grund Hoffnungsträger. Raffaele Raccaro platzierte sie, wo immer es ihm gelang. Bei der Besetzung der Schlüsselpositionen in Stadt und Region hatte er seinen Einfluss geltend gemacht, obwohl er dazu niemals öffentlich aufgetreten war. Man munkelte, dass seine Kandidaten bei Amtsantritt sogleich undatierte Rücktrittserklärungen unterzeichneten, die in Leles Safe verwahrt wurden. Dank seines unstillbaren Hungers nach Macht und Einfluss hatte er sich schon in jungen Jahren aus ärmlichen Verhältnissen nach oben gearbeitet. Heute umfasste sein Imperium Supermärkte und Anteile an Einkaufszentren auf der grünen Wiese, eine Agentur für Zeitarbeit sowie andere Dienstleistungsbetriebe, ein immenses Bildarchiv, von dem auf der Website behauptet wurde, es handle sich um die weltweit größte Sammlung an Kriegsfotografien in privater Hand. Finanzbeteiligungen an weiteren Unternehmen rundeten sein Engagement ab. Die Führungspositionen all dieser Firmen hatte er mit ehrgeizigen, meist alleinstehenden Frauen besetzt, die deutlich besser bezahlt wurden als ihre männlichen Kollegen anderswo, woraus er keinen Hehl machte, ebenso wenig wie aus der Tatsache, dass alle, die nicht spurten, ruck, zuck rausflogen. Doch auf die Damen war Verlass, sie leiteten die Firmen seines Imperiums mit eiserner Hand und waren dem Chef ergeben.

Raffaele Raccaro, den alle nur Lele nannten, war ein Nimmersatt. Ein vitaler, spindeldürrer Mann von zweiundsiebzig Jahren, die man ihm nicht ansah. Er lümmelte auf einem riesigen himmelblauen Sofa, dessen Polster ihn zu verschlingen schienen. Seine geringe Körpergröße, die er mit Putin, Berlusconi, Sarkozy und Bernie Ecclestone gemein hatte, versuchte